In freier Stunde

Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen Gestern und Morgen von Hans Heyck

(10. Fortsetzung)

Sie rüsteten sich zum Aufstieg. Folkert legte noch zwei Kistchen bereit, die mit Lebensmitteln gefüllt waren, und es zeigte sich, daß sie den Weg zweimal machen mußten. Es gab denn auch eine gewaltige Schlepperei, eine Orgie an Schweiß und Fußblasen. Wülfing, obgleich er den schwersten Koffer im Rucksack und noch eine stattliche Kiste unterm Arm trug, lief wieder weit voraus; Tim ächzte im Nachtrab. — Oben winkten Rast und Futter. Am Nachmittag holten sie den Rest der Sachen, nachdem sie das nicht Benötigte säuberlich in der Strandhütte verstaut hatten.

Ein schinderiger Tag, ein kurzer, beschaulicher Feierabend, eine Nacht des köstlichsten Schlummers. Der Hausherr schlief jetzt stets im Gemach seiner Frau, die beiden Freunde im Hauptraum vor dem Kamin auf weichen Heusäcken. — Dumpf donnerte die Brandung durch die Dunkelheit ihr vertrautes Wiegenlied, so vertraut wie der schrille Weckruf der Möwenscharen am frühen Morgen. Das klang und rauschte und schrillte und säuselte: alles wie daheim hinterm Deich. Es konnte geschehen, daß Langebüll und Thule unsern Seefahrern im Halbschlummer zu verwirrender Einheit ineinanderrannen. —

Während der nächsten Tage machten sie sich auf der Siedlung zu schaffen. Sie besserten den Pferch aus, in den Wülfing seine Schafe zu locken pflegte, wenn er etwas von ihnen wollte; er stellte sich dann mitten in den Pferch, stimmte lauthals den Gesang an: ö—a—ö—a—ö—a—ö—a—ö—a, immer in der Quinte rauf und runter; er schwenkte den Salznapf verheißungsvoll durch die Luft, bis die dünnbeinigen weißen Pummel von allen Seiten angaloppiert kamen und sich in den Pferch drängten: dann sperrte er hinter ihnen ab und hatte sie. — Da der Milchbedarf jetzt größer geworden war, nahm er einem zweiten Muttertier sein Lamm weg und schlachtete es.

Der Drahtzaun um den Gemüsegarten — eine ständige Angriffsfläche für die kräuterlüsternen Schafe — mußte ausgebessert, der Boden mit Mist untergraben und für die Bestellung hergerichtet werden; die Kartoffeln mußten in die Erde: an Frühlingsarbeiten fehlte es nicht; man hatte keine Langeweile.

Ob etwa Brennholz zu machen sei, fragte Folkert; er wolle wieder einmal das Beil schwingen! Aber damit war es nichts; alles Abfallholz draußen war noch naß vom Winter her und wurde erst im Herbst gesammelt; außerdem fand sich noch ein hinreichender Stapel kleingemachten Bockdorns im Holzschuppen. Bockdorn: das war der Inselbaum, der überall bis zur Höhe von 400 Meter die Berghänge bedeckte, — ein zähes, gluthaltendes Krummholz.

Also machte sich Folkert, da er das Rumhocken nicht aushielt, über Gerät und Werkzeug her. Beil und Axt waren so stumpf, daß einem Zimmermann das Herz bluten mußte, wenn er den Daumen über die Schneide führte; da hieß es mit Feile und Schleifstein nachhelfen, bis die Schneide wieder das Haar vom Unterarm wegnahm. — Die Spaten brauchten neue Nieten; der Säge hatte schon lange kein kundiger Zahnarzt mehr das Gebiß nachgefeilt; die Hammerstiele saßen locker, dafür klemmt aber die Haustür — kurz und gut: Folkert fand zu tun.

Tim wollte nicht nachstehen. Zu streichen gab es hier freilich nichts; aber er grub den Garten um, und außerdem wollte er durchaus Stine melken, das alte Mutterschaf. Was hatte der Robinson zu grinsen? Schafe melken — ach du meine Güte: das hatte Tim schon als Bengel bei seiner Großmutter gelernt; das wäre ja gelacht! Her mit dem Kübel!

Stine war im Melkstand angebunden; sie schaute mit ihrem großen, unergründlichen Auge, den schmalen Kopf fragend zurückgebogen, auf den geschäftigen Fremdling, der sich da an ihrem Hinterteil zu schaffen machte; mit ganz unerwartetem Nachdruck trat sie ihm plötzlich in den Kübel und schleuderte das Gefäß zwischen Tims hockenden Schenkeln hindurch in den Hintergrund der Landschaft. Tim aber ließ nicht locker: er säuberte den mißhandelten Kübel; er ging von neuem zum Angriff vor, und wirklich gelang es ihm, einige scharfe Milchstrahlen an den Ort ihrer vorläufigen Bestimmung zu lenken. Doch jetzt war Stines Geduld restlos erschöpft: ohne jede Kriegserklärung schoß sie ruckartig zweihundert blanke Bohnen gegen den Feind im Rücken ab, und die ganze Garbe prasselte in den Melkeimer.

Tim gab den ungleichen Kampf auf. Wülfing stand daneben und lachte, daß ihm die hageren Backen hüpften. Weißgott, er lachte endlich einmal, dieser Knurrhahn von einem Salzanbeter —! Freilich, daß sein allererstes Gelächter gerade der Beflissenheit eines wohlmeinenden Freundes gelten mußte, das war wieder mal echt. Menschenskind —!

Kein Zweifel: der Robinson hatte sich in den acht

Tagen ihres Hierseins merkbar gewandelt. Er sprach jetzt auch ungefragt und lächelte häufiger; ja, gestern abend hatte er sogar zur Laute gesungen. Wenn es auch ein trauriges Lied gewesen war — von der schönen Lilofee —, es war doch Musik gewesen, in der Dämmerstunde, wo die Freunde sein Gesicht nicht erkennen konnten. Vielleicht hatte er dabei geweint; wer will das wissen?

Wülfing verlangte jetzt auch nicht mehr von seinen Gästen, daß sie das Fell an der Haustür peitschten. Er selber freilich peitschte es jedesmal, wenn er längere Zeit aus dem Hause gewesen war: stumm, voll wilder Empörung führte er die drei Schläge gegen das Vlies, und grimmig murmelnd hing er dann die Peitsche an den Nagel. Vergeßlich war er nicht.

Heute nun hatte er den Freunden endlich auch gestattet, für kurze Zeit das Gemach seiner Frau zu betreten: ein traurig-zärtliches Heiligtum. Das Frauenkleid an der Wand, das Kindermützchen, das Körbchen und der kleine Spiegel, die Wäsche auf dem Stuhl — alles unverändert. Das lag und hing da seit Jahren; vielleicht drückte der Wilde manchmal sein Gesicht in die Sachen und küßte sie — —

In der inneren Ecke befand sich ein breites Ruhelager: ein großer Schlafsack mit gezupfter Schafwolle gefüllt, von einer schönen Decke überzogen. Daneben eine Kiste, bunt bemalt wie sie die Bauern haben, mit einem roten Herzen rings ums Schlüsselloch. ADELHAID WÜLFING stand in weißen Buchstaben auf das rote Herz gemalt. Auf dem Kistendeckel stand ein Messingleuchter mit gelber Kerze, die nur wenig heruntergebrannt war, und am Kopfende über dem Lager hing ein zierlicher Kranz, — verwelkt, vergilbt. Unter ihm ein Bild, das einzige im Raum: es zeigte eine schöne Frau in den Aesten eines knorrigen Baumes sitzend; das lange Blondhaar floß ihr gelöst über Schulter und Arme hernieder. Sie hielt ein Kind auf dem Schoß; das Kind spielte mit ihrer enthüllten Brust. —

Ein traurig-zärtliches Heiligtum. Man getraute sich nicht, in ihm zu reden. Man fühlte eine Nötigung, sich auf den Zehenspitzen über den Lehmboden hinauszuschleichen wie aus einem Kirchlein.

— — — — — — —

Und wieder vergingen Tage.

Wo sind wir eigentlich? Hocken wir wirklich auf der einsamsten Insel der Welt, nach der nicht Hahn noch Huhn kräht — falls ein Huhn überhaupt kräht —? Oder sitzen wir daheim hinterm Ofen und jeden Augenblick kann Rasmussen an die Scheibe klopfen und seinen Arm mit einem Brief durchs Fenster schieben? Komm rein, Jörn, und trink eine Tasse Tee; Tee mit Rum, alter Kunde: die Luft geht heute frisch!

Jawohl, man trank jetzt Tee auf Gough Island, — Tee mit Zucker und Sahne; das war große Mode geworden hier oben, seitdem die Koffer sich geöffnet und ihre heimatlichen Schätze preisgegeben hatten. — Tim nun war kein Freund von Schafmilch; er trank seinen Tee lieber mit Rum und suchte auch den Hausherrn für den guten Tropfen zu erwärmen; doch Wülfing lehnte den Rum ab. Und ebenso den Tabak in jeder Form. „Qualmt, so viel ihr wollt," sagte er; „aber Tür und Fenster müssen offen bleiben, anders bekomme ich keine Luft!"

Was die Freunde sonst noch aus ihren Koffern hervorholten: Zeitungen, politische Schriften, Aufnahmen des Führers und der SA., — das ließ ihn alles kalt, und er verwandte keinen Blick darauf. Nie sprach er von Europa, nie von Deutschland, von der Heimat; er schnitt jedes Gespräch darüber glatt mit der flachen Hand ab.

„Wir brauchen Lebensmittel," sagte er. „Seit wir zu dritt sind, wird der Keller rasch leer. Die Pinguine legen jetzt gerade; wir werden dreihundert Eier heraufholen, bevor die Kadetten das Brüten anfangen."

Tim schnalzte mit der Zunge.

„Wir wollen auch Tran sieden," fuhr Wülfing fort. „Da ihr euch noch nicht zum Barfußlaufen entschlossen habt, müssen eure Stiefel geschmiert werden, und die Schafbutter ist dafür zu schade! Wir werden einen See-Elefanten schlachten; dabei fallen gleich ein paar Zentner Fleisch an, dann kriegt der Rauchfang und das Pökelfaß wieder Einquartierung!"

„Da bin ich dabei!" rief Folkert eifrig. „Das kriegt man so bald nicht mehr zu packen! Wenn ich erst wieder daheim bei Muttern sitz und meinen Jungens erzähl, daß ich mal Elefanten geschlachtet hab, — Gottsverdori: die werden Augen machen!"

Wülfing runzelte die Brauen; aber er schwieg.

„Ich bin da nu gar nich scharf drauf," sagte Tim. „Was mach ich, wenn das Biest auf mich rauffällt und quetscht mich platt wie 'ne Wanze: was nützt das??"

Folkert lachte: „Na ja, du mit deiner Armbanduhr, wie willst du so einen Bullen schlachten!? Anpinseln kannst du ihn zur Not!"

„Er kann derweil ein neues Stück Kartoffelland umgraben," sagte Wülfing. „Wir brauchen mehr Kartoffeln — jetzt, wo wir zu dritt sind."

„Wenn wir dieser Tage die Kartoffeln legen, wann können sie dann gebuddelt werden?" fragte Folkert.

Wülfing rechnete an den Fingern nach: „Im März, frühestens."

„Dann laß das man, Harro! Im März sind wir nicht mehr hier, wir fahren im Dezember heim."

Das saß. Der Wilde warf den buschigen Kopf mit jähem Ruck herum; seine meerblauen Augen glitzerten gefährlich, als er mit scharfer Betonung zischte: „Ihr — fahrt — weg??"

„Freilich. Was dachtest du?"

„So. Womit fahrt ihr weg??"

„Mit einem kapländischen Fischdampfer: der ist schon bestellt, und da kann von hier jeder mitfahren, der mag! Ein gewisser Harro Wülfing hat in Hamburg das Geld dafür hinterlegt: von diesem Geld ist eine gute Stange inzwischen nach Kapstadt geschickt worden: wir brauchen es da nur abzuheben und Schiffsplätze nach Hamburg zu belegen. Das ist gar nicht schlimm —!"

Es war aber doch schlimm.

Wülfing stand unbeweglich vor dem Kamin; nur die nackten Zehen verrieten seine innere Erregung: sie bewegten sich wie die Finger eines Klavierspielers auf und nieder; ja sie versuchten, sich in den harten Lehmboden einzukrallen.

„Was ist dir, Wülfing??" rief Tim besorgt.

Der Wilde schwieg noch immer. Eine drohende Falte grub sich zwischen seinen weißblonden Brauen fest; er grübelte gespannt und böse. — „Also gut!" rief er heftig; „dann bau ich nur meine Kartoffeln an! Gleich morgen wird das gemacht!!"

Der Rest des Tages verging höchst ungemütlich.

Tim hielt sich an die Rumbuddel.

— — — — — — — —

Als die Kartoffeln gelegt waren, hieß es auf die Eiersuche gehen. Wülfing hatte sich beruhigt; er kam nicht auf das Gespräch zurück, obwohl Folkert stündlich darauf wartete. Nun gut, — im stillen tat es schließlich doch wohl seine Wirkung.

(Fortsetzung folgt.)

Die eiserne Kette

Von Suse von Hoerner-Heintze.

Auf dem Riesengebirge an den Grenzbauden sind die Fahrstraßen mit eisernen Ketten versperrt. Am deutschen Zollamt stehen die grünen Grenzer, sagen „Guten Morgen“ und „Heil Hitler“ —, aber zehn Schritt weiter, auf der anderen Seite der eisernen Kette, da stehen andere Beamte und sagen: „Mauzda . . .“ Und was sie sonst noch sagen, versteht man nicht.

Ein paar Häuser weiter bergab, verkriecht sich die kleine Gudrun in die Ofenecke. Eisiger Nordwind heult um das Haus und Vater muß sparsam sein mit dem Holz. In der Ecke ist es dämmrig, und das ist gut. Niemand darf sehen, was Gudrun schreibt. Es ist eine ernste und ganz große Sache. Schon tagelang schreibt sie daran. Und immer wieder kaut sie an dem alten Federhalter herum.

Das Schwerste ist die Ueberschrift. Wer drüben, genau in der Mitte von Deutschland, sitzt und regiert, das weiß die kleine Gudrun wohl. Beim Kaufmann, in den Bauden, beim Beerensuchen im Walde reden die großen Leute davon. Aber da nennen sie nur seinen Namen, und nur mit dem Namen kann man ihn doch nicht anreden! Wenn jemand Müller heißt und Doktor ist, so sagt man Herr Doktor zu ihm. Was aber ist ein Mann, der ein großes Land regiert, was ist sein Beruf? — König. Ganz einfach. Und ein König kann alles. Und langsam wird der Brief an ihn fertig.

„Lieber Herr König! Wir sind auch alle deutsch. Vielleicht weißt du das nicht, weil du vor der Kette wohnen tust. Wir reden alle so wie ihr. Deutsch und schlesisch. Blos unser Grenzer sagt „Mauzda“. Und der Nawratil in Nieder-Klein-Aupa sagt auch „Mauzda“. Weil der nicht anders kann. Aber die Andern sagen alle „Grüß Gott“. — Und bei uns stehen die Bauden alle leer. Wo sie doch aber so schön und noch neu sind. Aus der Wasserleitung in der Adolfbaude fließt richtiges warmes Wasser. So, daß es dampft. Aber auch die ist leer. Bloß manchmal sitzen ein paar Skifahrer drin. — Mein kleiner Bruder weint, wenn er so Hunger hat. Ich wein da nicht mehr, ich kenne das schon. Und dem Berger-Marel seine Schuh sind bloß aus Pappe und Lappen. Und dem Schuster seine Frau ist jetzt ganz mager. Meine Muttel war auch so mager, eh daß sie gestorben ist. Alle Häuser haben hier schöne Fremdenzimmer. Aber es kommen keine Fremden nicht mehr. Und früher waren sie alle voll. Und der Herr Lehrer hat zum Grenzer Freymann gesagt, die Leute aus Prag kommen nicht mehr her, weil wir deutsch bleiben wollen. Und die aus Breslau und aus Berlin kommen nicht mehr, weil sie bloß zehn Mark mit über die Grenze nehmen dürfen. Weil sie das andere Geld im Deutschen Postamt vor der eisernen Kette aufheben müssen. — Und einer von der Mohornmühle hat gestern im Schnee vor der Mutter Gottes gekniet und hat gebetet, daß sie uns wieder Arbeit geben soll. Und sie soll uns Deutsche hinter der eisernen Kette im Riesengebirge nicht verhungern lassen. Und da habe ich mit gebetet. Und dann hat er so in den Schnee geweint. Und da habe ich auch geweint.

Lieber Herr König, heut beim Kartoffelschälen ist mir was eingefallen. Das ist ganz einfach. Das geht schön: Wenn einer aus Deutschland wieder in den Ferien drei Wochen bei uns wohnen will, da schreiben wir auf großes Papier, daß er in einem deutschen Haus wohnen wird und was das kostet. Und der Grenzer drückt seinen Stempel da drauf, und wir schicken das dem Fremden hin. Und wenn der dann kommt, zeigt er dem Grenzer das Papier. Da läßt ihn der so viel Geld mitnehmen, was das hier bei uns gerade kostet. Und läßt ihn noch aufschreiben, daß er bloß im Riesengebirge und in einem deutschen Haus wohnen wird. Und wenn das immer so gemacht wird, da werden die Leute wieder kommen Und da werden wir wieder Arbeit haben und Brot . . .“

Gudrun atmet tief auf. Ihr kleines, schmales Gesicht ist ganz heiß, die dicken Zöpfe fallen über die Schultern und wischen über die Tinte hin. So — und nun zum Schluß:

„. . . Und ich will Dir auch immer treu bleiben.

Deine Gudrun Kirschbachler.“

Es ist heller Mittag, als das kleine Mädel mit dem großen Brief in der Hand durch den Schnee hinauf stapft. Am Wald kommt ein Mensch auf sie zu, — der eklige dicke Herr Schiebig, der immer zwischen Schmiedeberg und Aupa mit dem Auto herumfährt. Er glänzt wie Speck und Tante hat gesagt, „der Schiebig hat ein Gesicht wie ein Schinken.“ Und ausweichen kann man nun leider nicht mehr.

„Na, kleines Fräulein, — wir werden auch mal ein Geschäftchen miteinander machen, hä, hä, — möchtest viel Geld verdienen, he —?“ Aber Gudrun will gar kein Geschäft mit dem Schiebig machen, sie hat es eilig und rennt davon. Der Dicke dreht sich um und blickt ihr aufmerksam nach. Er tritt in den Schatten der Bäume und beobachtet das, was er nun schon öfters gesehen hat: die Dorfkinder gehen ungehindert durch die Sperre zur Deutschen Post. Weder der eine noch der andre Grenzposten an der eisernen Kette hält sie auf.

Plötzlich hat es auch Herr Schiebig sehr eilig — sieh einer an, wie der Dicke schnell laufen kann! — Schon ist er in seinem Zimmer in der Deutschen Grenzbaude, ein kleines Paket wird unter den Mantel gesteckt und bald steht er in dem kleinen, halbdunklen Hausflur der Deutschen Post.

Soeben hat Gudrun ein langes Gespräch mit der freundlichen Frau Postmeisterin beendet. Die Aufschrift des Briefes mußte geändert werden. Und die Sparpfennige reichten gerade für das Porto aus. Nun atmet die Kleine befreit und froh auf, sie tritt in den Hausflur und erschrickt etwas. Denn da steht der „Schinken“ und lacht so albern. Aber er hat ein helles Paket in der Hand, er läßt sie hineinsehen.

„Oohh!“ — So eine schöne Puppe! Mit langen Haaren. Und mit einem hellblau seideuen Kleid.

„Kann sie die Augen zumachen?“

„Nein. D i e nicht. Aber ich hab noch eine, die kann die Augen zumachen. Komm mal schnell mit. Hinter der Baude im Wald will ich Dir was erzählen.“

Gudrun hat den Brief an den König vergessen, sie hat den kleinen Bruder zu Hause vergessen, sie sieht nur die Puppe. So etwas Schönes hat sie noch niemals gesehen. Auf dem Waldweg hinter der Deutschen Grenzbaude bleibt der Dicke plötzlich stehen.

„So. Hier hört uns keiner. Also nun paß mal auf: Du nimmst jetzt die Puppe in den Arm. Festhalten — — so. Und damit gehst du hier durch den Wald die paar Schritte rüber bis zur Goderbaude. Da setzt du dich in der kleinen Glasveranda rechts in der Ecke auf das Ledersofa. Verstanden? Da wartest du. Halt nur die Puppe ganz fest. Ist doch ganz einfach, was? Ich kom dann auch bald und bringe dir die andere Puppe mit. — und da tauschen wir dann. Ja? — Also schön. Und nun los!“

Der Dicke ist wieder zurückgeganaen und lanasam geht Gudrun durch den verschneiten Wald. Wie schön die Puppe ist! Festhalten — oh ja! Das brauchte er wirklich nicht zweimal zu sagen.

Aber nun steigen Nebel aus dem Wald herauf, es weht grau durch den Wald und um die Wipfel der Bäume pfeift und heult der Wind so, wie es immer klingt, wenn der Berggeist nahe ist.

Erschrocken bleibt Gudrun stehen. Hat sie was Unrechtes getan? Ist das nicht richtig, — das mit der Puppe? — Man muß sich mal an den Stamm der großen Tanne anlehnen und nachdenken: So. Die Puppe ist neu. Vielleicht kostet sie viel Zoll? Und wenn man sie heimlich über die Grenze trägt, so ist das geschmuggelt.

Aber schmuggelt der Nawratil nicht auch? Und sind der Loisl und der gute nette Robert nicht ganz gewiegte alte Schmuggler? Und ist nicht trotzdem jeder im Dorf gut Freund mit den Beiden?

Wieder saust der Wind um die Tanne, dichter weht der Nebel durch den Wald. Schnee fällt von den Zweigen herab und gibt einen dumpfen Laut. Gudrun horcht in den Wald hinein und plötzlich richtet sie sich mit einem Ruck hoch auf:

Nein. Schmuggler ist Schmuggler. Aber Gudrun Kirchbachler ist eben k e i n Schmuggler! Und den König wird sie nicht betrügen. Auch wenn der in der Mitte von Deutschland sitzt und nichts weiß davon. Also — rechtsum kehrt, — so wie in der Turnstunde.

Und dann geschieht alles merkwürdig schnell: Ein wenig stolz und ganz aufrecht steht das kleine Mädel im Zollamt und legt etwas auf den Tisch: „Da. Eine neue Puppe.“

Und der Grenzer Freymann blickt freundlich auf sie hinunter.

„Tag, — kleine Gudu. Wie gehts dem Vater? Na, und die Puppe, die kannst du mal ruhig mit . . .“ Plötzlich schweigt er. Es ist ihm eingefallen, daß er sie vorhin mit dem alten dicken Kerl zusammen gesehen hat, den man schon lange beobachtet, ohne ihm jemals was nachweisen zu können. „Sag mal Gudu, — von w e m eigentlich hast du die Puppe geschenkt bekommen?“

„Das ist noch nicht meine Puppe. Das ist dem dicken Schiebig seine.“ „Fffft!“ Zwei Grenzer pfeifen gleichzeitig durch die Zähne, heben die Augenbrauen hoch, blicken sich an. So, — so. Mit einem Ruck wird die dicke Perücke der Puppe abgerissen. Leise schreit Gudrun auf. Aber niemand achtet jetzt auf das kleine Mädel. Kopf und Rumpf der Puppe sind hohl. Geldscheine und Papiere fallen auf den Tisch. — ein Vermögen breitet sich aus.

Das Telephon rasselt. Signale ertönen Aus verschiedenen Türen eilen die grünen Grenzer hinaus. Bald ist die Deutsche

Grenz-Baude umstellt und aus dem Gastzimmer eilt der dicke Schiebig die Treppe hinauf, — schlägt einen Haken, rennt auf der anderen Seite herunter und in ein leeres Zimmer hinein, reißt das Fenster auf, springt hinaus. Und gerade einem Grenzer vor die Füße.

Kommandorufe, Flüche, — ein schrilles Pfeifen ertönt, — ein Auto rasselt heran, — und einer der größten Gauner ist gefangen genommen und sitzt! — Aufgeregt laufen die Grenzer noch hin und her und bereden den großen Fall.

Die kleine Gudrun aber sitzt allein vor dem Tisch im Zollamt und weint. Eine zerschlagene, zerraufte Puppe liegt neben ihr wie ein Totes. Das eine Auge starrt sie groß an. Das hellblaue Seidenkleid ist zerrissen. Gudrun legt ihr Köpfchen müde auf den Tisch und schluchzt laut. Doch bald fühlt sie sich stark und hoch emporgehoben und des Grenzer Freymanns jubelnde Stimme sagt dicht an ihrem Ohr:

„Gudu, — Kleines, Liebes! Zehn Puppen wirst du dir kaufen können. Viel schönere noch als die da. Einen Weihnachtstisch wird euch Vater herrichten können, so wie du noch keinen gesehen hast. Dein Bruder wird sich sattessen können, — bis zum Platzen! Aber nun lauf mal ganz schnell und hol deinen Vater her, denn er soll eine Belohnung für dich abholen, eine ganz große Belohnung."

Gudrun zittert. Ist das alles kein Traum? Erst so schrecklich und nun so schön? Nein, kein Traum. Einer der Grenzer steckt ihr noch schnell Schokolade in die Tasche, ein anderer Wurst, jeder das, was er gerade da hat. Und auch der Mann hinter der eisernen Kette, der immer „Mauzda..." sagt, lacht sie an und gibt ihr einen freundlichen Klaps.

Soviel wissen wir. Ob aber Gudruns Brief jemals an die richtige Stelle gelangt ist, — das wissen wir nicht. Denn noch immer hungern die Deutschen hinter der eisernen Kette und warten und hoffen auf Arbeit und Brot.

Büchertisch

Jagd in Flanderns Himmel. Aus den 16 Kampfmonaten des Jagdgeschwaders Freiherr von Richthofen. Nach den Aufzeichnungen des Geschwader-Adjutanten Oberleutnants Karl Bodenschatz. Eingeleitet von Hermann Göring. Mit 95 Abbildungen auf Tafeln und einem Anhang: Kriegstagebuch des Jagdgeschwaders I mit 4 Faksimiles und 2 Kartenskizzen. 213 Seiten. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München. Geh. 3.60, Leinen RM 4.80.

Die unsterblichen Taten der deutschen Flieger an allen Fronten des Weltkrieges sind in vielen Darstellungen niedergelegt worden. Zum erstenmal aber ist in dem Buch „Jagd in Flanderns Himmel" (Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München. Geh. 3.60, Leinen 4.80) das Schicksal einer besonderen Einheit von Fliegern, des ersten und berühmtesten Jagdgeschwaders Richthofen, packend erzählt — jenes Geschwaders, das zuletzt Hermann Göring führte und das eine große Zahl der besten deutschen Flieger in seinen Staffeln kämpfen, siegen und sterben sah. Kriegsgeschichtliche Bedeutung erhält das Buch überdies dadurch, daß es nach den Aufzeichnungen des damaligen Geschwaderadjutanten Oberleutnants Bodenschatz, jetzigen Oberstleutnant und Chefadjutanten des Reichsluftfahrtministers, in glänzender, mitreißender Darstellung nur über Tatsachen berichtet und daß ihm das vollständige Kriegstagebuch des Jagdgeschwaders Richthofen beigegeben ist. Oblt. Bodenschatz hat seine Aufzeichnungen in den dunklen Tagen der Revolution vor dem Verbrennen durch kommunistische Verbrecherhände gerettet. Sie sprechen die knappe, männliche, eherne Sprache des Krieges. Sie handeln von einer Elitetruppe des Feldheers. Von einer Truppe blutjunger Männer, deren jüngster 19 Jahre alt war und den Pour le mérite trug, deren Kommandeur bei seinem Tode 25 Jahre alt war, achtzig Luftsiege hinter sich hatte und der ruhmreichste Jagdflieger war, der jemals gelebt hat. Das Werk erscheint im denkwürdigen Jahr 1935, dem Jahre, das mit der Wiedergewinnung der deutschen Wehrfreiheit auch das Geschwader Richthofen wieder erstehen ließ; es verzeichnet diese historische Wiederaufrichtung in Wort und Bild! So schlägt es, wie kaum ein anderes Buch aus dem großen Kriege, die Brücke vom Gestern zum Heute, den toten Helden zum Gedächtnis, den Ueberlebenden zur Mahnung, dem jungen Deutschland zum Vorbild! Hermann Göring hat das Werk eingeleitet. Unter den 95 Photos sind viele bisher unbekannte Aufnahmen aus der Kampfzeit des Geschwaders.

Franz Tumler: „Das Tal von Lausa und Duron". Erzählung. Kartoniert 2 M., in Leinen gebunden 2.80 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Diese erste Erzählung des jungen Oesterreichers Franz Tumler gehört mit der makellosen Reinheit des dichterischen Empfindens und der wunderbaren Schlichtheit ihrer kunstvollen Sprache zu jenen seltenen Dichtungen, deren Zauber sich niemand zu entziehen vermag und die darum so leicht nicht vergessen werden. Sie handelt von Leben und Tod eines jungen Menschenkindes, eines Dorfes, ja eines ganzen Volkes, über das der Krieg kommt als das Schicksal, vor dem es kein Ausweichen gibt, — und in der Begegnung mit diesem Schicksal reift ein junges Menschenleben zum Tode und zu früher Vollendung.

Die Erzählung Franz Tumlers ist von jener besonderen Art, die — wie Karl Benno von Mechow in der im „Inneren Reich" veröffentlichten Einführung zu diesem bewundernswerten Werke sagte — ein Gefühl der Beschämung in uns weckt, der „Beschämung darüber daß uns in der Verdunklung unseres Sehens und Vertrauens unverdient ein Geschenk in den Schoß gefallen ist wie diese echte Dichtung. Ueber den sittlichen, den vaterländischen, den im schönsten Sinne belehrenden Grundton der Erzählung" — so fährt er fort — „glauben wir nicht reden zu dürfen. Jedes Wort würde das Bild verletzen, ja bezweifeln, das aus dem Gleichnis dieses Vorgangs zwischen zwei Geschwistern in unserer Seele erstanden ist."

Die deutschen Volksbücher. Neu erzählt von Herbert Kranz. 288 Seiten. 8° mit 3 vielfarbigen Einschaltbildern. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. In Leinen RM 5,80.

Die deutschen Volksbücher gehören zum Wertvollsten, was wir an volkstümlicher Dichtung besitzen, aber sie konnten nicht mehr in die Breite wirken, denn dem stand die Form entgegen, in der sie uns überliefert waren. Die Kette lebendiger Wirkung, die durch Jahrhunderte deutschen Lebens gegangen war und die wir aus den Zeugnissen eines Goethe, eines E. M. Arndt kennen, riß ab — hier greift nun die Neuausgabe ein, und sie stellt etwas völlig Neues dar. Die Berechtigung zu dem neuen Griff, der hier geschah, kam aus der Erkenntnis, daß eine echte Erneuerung nur da möglich ist, wo sie aus der tiefsten Schicht der alten Dichtungen erfolgt — aus ihrem eigentlichen Gehalt. Und von diesem elementaren Gehalt her erneuerte Herbert Kranz die Volksbücher, und damit kommen sie für uns zum erstenmal ganz zur Wirkung: von allem Zufälligen befreit, entschieden in Haltung und künstlerischer Formgebung, aber in Ehrfurcht vor dem Ewigen, das in diesen Zeugnissen deutscher Art atmet.

Von nun an werden unseren Kindern neben den Grimmschen Märchen und den Heldensagen Gustav Schwabs auch die Deutschen Volksbücher in der Fassung von Herbert Kranz von frühester Jugend an Begleiter und Führer im ewigen Reich deutscher Volksdichtung sein.

Das neue Werk enthält die Geschichten: Roland — Der arme Heinrich — Genoveva — Flos und Blankeflos — Herzog Ernst — Peter von Staufenberg — Die schöne Magelone — Virgilius — Reineke Fuchs — Robert der Teufel — König Eginhard — Griseldis.

Erwin Rosen, der Verfasser des berühmt gewordenen Buches „Der deutsche Lausbub in Amerika", Verlag Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm, Stuttgart, Erwin Rosen, der Signalsergeant von Washington, der Kuba-Krieger, der „Flibustier" von Venezuela, der amerikanische Zeitungsreporter, der Fremdenlegionär und der deutsche Weltkriegsfreiwillige, der zum Leutnant und Nachrichtenoffizier aufstieg, der an der Ostfront und Westfront kämpfte, kehrte Ende 1918 zur Zeit des Zusammenbruchs mit zerschossenem Kiefer aus dem Felde zurück. Trotz seiner Notlage schrieb er in einem Weihnachtsbriefe 1918 aus Hamburg seinem Stuttgarter Verleger die herrlichen Worte:

„Trotz Aerger und Sorge, Zusammenbruch, bösen Mäulern drinnen und draußen, Kohlennot, Hungersnot, Liebknechtschaft. Sie kriegen uns doch nicht unter! Wir haben Köpfe und Fäuste!"

Heute, wo diese deutschen Köpfe und Fäuste den deutschen Lebens- und Existenzkampf mit so wunderbaren Erfolgen geführt haben und weiterführen, erscheint es Pflicht, alle Deutschen, jung und alt, an diese herzerfrischenden Manneswort des „unverbesserlichen Optimisten" und tapferen Lebenskämpfers Erwin Rosen zu erinnern.

Erwin Rosen (ein Schwabe mit dem wirklichen Namen Erwin Carlé) starb am 21. Februar 1923 46jährig in Hamburg. Sein Ideal war die starke Männlichkeit, mit der man sich kopfüber in jeden Strudel stürzt, voll der freudigen Gewißheit, daß man tot oder lebendig doch irgendwo wieder landen werde. So lebte er und so starb er. Seine letzten Worte waren: „Sei frei! Sei stark! Hilf dir selbst!" Von seinen Büchern geht ein Zauber aus, der uns gefangen nimmt, uns jung, tüchtig und froh macht und den Mut stählt zum Ueberwinden in Not und Gefahr. Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums hat erst im September d. J. die deutschen Leser in einem umfangreichen Gutachten auf Erwin Rosens „Lausbub"-Buch (das auch in einer billigen Volksausgabe vorliegt) sehr empfehlend hingewiesen mit dem Hinzufügen, daß es heute noch so lebendig wirke wie bei seinem Erscheinen vor dem Kriege.